

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 18 (1913-1914)
Heft: 12

Artikel: An der Waterkant : (Schluss)
Autor: L. W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schlummerten. Er weckt die höchsten sittlichen Mächte: Opfer- und Gemeinsinn, Pflichtgefühl und Tatendrang; er erhebt alles ins Ungemeine. Möge er läuternd wirken und nach dem Gewittersturm, der abklärend über uns vorüberzieht, das Gute beharrlicher und das Wirksame kräftiger auferstehen lassen. In diesem Sinn und Zeichen setzen wir unser vertrauensfestes „Dennoch“! Hg.

An der Waterkant.

(Schluss.)

Die Dampfer, die den Verkehr zwischen Festland und Inseln vermitteln, sind nicht grösser als diejenigen auf unsern Schweizerseen. Den Reisenden bieten sie bei stürmischem Wetter wenig Schutz, alles drängt sich dann um das Maschinengehäuse, das ein wenig Wärme ausströmt, während von vorn und von hinten der kalte Regen ungehindert bis zu dieser Zufluchtsstätte eindringt. Die Schiffsleute zeigten keine Eile, die Fahrt anzutreten, sei es, dass sie zögerten, das kleine Fahrzeug dem heranbrausenden Sturm auszusetzen, sei es, dass die Flut ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hatte. Wir trösteten uns, die Fahrt werde nicht lange dauern; denn im Licht des niederfahrenden Blitzes konnten wir draussen einen Landstreifen erkennen; die Entfernung mochte höchstens $\frac{3}{4}$ Stunden betragen. Die Maschine begann zu arbeiten, und das Schiff wankte wie trunken vom Lande weg. Seine Bahn war bezeichnet durch Stangen und Besen, die aus dem Wasser ragten; denn es scheint eine Kunst zu sein, den richtigen Weg zwischen den hohen Sandbänken zu finden, die auch zur Zeit der Hochflut kaum vom Wasser überdeckt werden. Wenn nun gar der Sturm mit aller Macht das Schiff von seinem Kurs abdrängt, ist die Gefahr, auf eine Sandbank aufzulaufen, gross. Nun, unser Dampfer liess sich nicht aus dem Kurs bringen, und der nachfolgende Dampfer „Wangerooe“ folgte ihm getreu wie sein Schatten, während ein Segelboot mit flatternden Segeln wie ein Gespensterschiff vor uns im Wattenmeer seinen Tanz aufführte. Aus den $\frac{3}{4}$ Stunden Fahrt wurden mehr als zwei Stunden, und über aufgespannte Schirme hinweg und über breite Rücken gemüthlicher Seefahrer beschenkte uns das Meer von Zeit zu Zeit mit einer ermunternden, salzigen Dusche, und der Sturmwind beschäftigte sich eingehend mit Federn und Blumen auf modernen Damenhüten; „denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand“. Unter diesen Umständen wäre es Pflicht der Reisenden gewesen, seekrank zu werden, aber es fand niemand Zeit dazu, und als einige Passagiere begannen, blasse Gesichter und ängstliche Augen zu bekommen, da erschien, Regen und Sturm trotzend, hoch in den Lüften ein Flieger. Beim Blick auf diesen Tollkühnen vergass man Nässe, Hunger und Kälte, erwartete man doch jeden Augenblick, dass er niederstürzen müsste in die empörte Salzflut. Niemand dachte damals daran, dass dieser Flieger einer jener Vögel sein könnte, die einige Tage später über Schlachtfeldern kreisen würden.

Endlich, endlich nahmen die Kreuz- und Querfahrten im Wattenmeer ein Ende, man konnte die steifen Glieder bewegen und den Kampf aufnehmen um einen Platz im bereitstehenden Pferdetramp, und wir Schweizerinnen waren dabei nicht einmal die letzten. Neben dem Geleise trabend, zog der kleine weisse Gaul den hochbeinigen Tramwagen zunächst noch durchs klatschende, spritzende Wasser, dann durch grüne Wiesen dem Inseldorfe zu, dessen niedere Häuser

in einem dichten Obstbaumwald versteckt liegen. Und dann führte uns Mama Röben in ihre sauberen, hablichen Stuben. Dank deutscher Pünktlichkeit trafen auch unsere Habseligkeiten mit uns ein, so dass wir alsbald daran gehen konnten, die Spuren der Reise an unserem äusseren Menschen zu entfernen. Sonst hätten die Insulaner von Furcht ergriffen werden können, dass mit uns Eindringlinge eines fremden, unkultivierten Stammes auf die Insel gekommen seien.

Bei Tisch fanden wir dann einige unserer Reise- und Leidensgenossen wieder, es zeigte sich, dass der Seesturm uns einen grossen Dienst erwiesen hatte, denn die gemeinsam erlebten Strapazen bildeten die Brücke von Mensch zu Menschen und liessen und leicht hinwegkommen über die sonst üblichen Stunden des „Hotelstupors“.

Und die deutschen Butterbrote und die saftigen Schinkenschnitten, weisse Milch von schwarz-weissen Inselkühen, das alles schien den Grund zu legen zu einem wohltätigen Ferienaufenthalt. Der Sturm sang noch zwei Nächte und zwei Tage lang sein gewaltiges Lied und das Meer spielte als donnerndes Orchester mit. Springfluten wälzten sich tobend gegen die Schutzbauten der Nordküste und wischten boshaft die Sandbauten der Kurgäste am Strande hinweg.

Wir sassen an die schützende Wand der Strandwirtschaft gedrückt und konnten den Blick nicht wenden von dem gewaltigen Schauspiel. Den Heimweg antreten konnten wir ebenso wenig; denn der Sturm empfand für die Menschenkinder nicht mehr Erbarmen als für die rollenden Sandkörner am Strande. Aber wie ein Gewitter auf dem Festlande seinen Segen bringt, so brachte der Sturm den Inselbewohnern reiche Ernte. Als ich nach durchwachter Nacht einen Blick zum Nachbarhause warf, da standen Männer mit mächtigen Holzkörben beisammen. Die Körbe waren gefüllt mit kleinen braunen Dingen; aus der Entfernung schienen es Kartoffeln oder grosse Bohnen zu sein. Und die Fischer schütteten davon aus dem einen Korb in den andern, schöpften mit einem Gefäss und feilschten und handelten. Und am Abend standen Schüsseln voll der braunen Dinger auf den Tischen, es waren, etwa fingerlange Krebschen, Garneelen. Als bald schien es, als ob die Gesellschaft damit beschäftigt wäre, Kastanien zu schälen. Mit einer geschickten Drehung ward der Panzer des Schwanzstückes entfernt, mit der zweiten der Kopf des kleinen Krebschens, und der Gewinn war jeweilen ein klein wenig wohlschmeckendes Fleisch, etwa so viel wie der vierte Teil eines Wallnusskerns beträgt. Natürlich musste ich auch davon kosten und mir für eine zukünftige Krabbenernte die nötige Fingerfertigkeit erwerben. In unglaublich kurzer Zeit waren die Berge von Garneelen verschwunden, ja einer der Gäste meinte, jetzt hätte er den richtigen Appetit, um die Mahlzeit nochmals zu beginnen.

Aber die kleinen Krebschen waren nicht die einzige Spende der vergangenen Sturmnacht. Als wir zum Strande kamen, fanden wir ihn besät mit Millionen und Millionen bunter Muscheln, das war ein Gehen wie auf Eierschalen, jeder Tritt zerstörte ungezählte der niedlichen Gebilde. Zwischen den Steinen und Balken der Schutzbauten, Molen, waren dunkelfarbige Miesmuscheln hängen geblieben, die ihre Schalen eigensinnig geschlossen hielten. Stellenweise lagen auf dem Strande eigentümliche Gebilde, in Form und Masse ganz wie Gallericköpfchen oder Sulzen aus einem Comestiblesgeschäft.

Lauter schiffbrüchige Lebewesen waren es, Quallen, die der Sturm an Land geworfen und die hier im Sonnenschein jämmerlich zugrunde gingen, vertrock-

neten und schliesslich in Form eines Papierblattes wiederum auf das unendliche Meer hinausgetrieben wurden.

Beim Baden hatte ich später Gelegenheit, einer lebenden Qualle zu begegnen. Wie eine tellergrosse, gelbe Rose mit durchscheinenden Blättern und prächtig lilafarbenem Zentrum trieb sie unter der Wasseroberfläche dahin. Als ich in Betrachtung des Naturwunders versunken stand, ergriffen andere laut schreiend die Flucht davor; denn die Berührung einer Qualle verursache auf der Haut ein heftiges Nesselfeuer. Auf Steinen und Balken der Molen hatten sich Kolonien von Seepocken (wie mir ein Herr Oberlehrer diese Erscheinung bezeichnete) angesiedelt, kalkige, kraterförmige Gebilde, deren jedes gleichsam eine Kaffeebohne umschliesst. Die Spalte der Kaffeebohne öffnet sich von Zeit zu Zeit, um Wasser und damit um Atmungsluft und wohl auch um Nahrung einzusaugen.¹ Sitzen die Seepocken im Trockenen, so unterbleibt diese Lebenstätigkeit. Wie wir die Seepocken und Wasserschnecken an den kristallförmigen Dolomitsteinen der Mole betrachteten, trieb ein Wesen vorbei, von dem wir nicht gleich wussten, ob es Pflanze oder Tier sei. Es schien Fühlhörner und Scheren und Beine in Menge zu haben, doch entpuppte es sich als eine frische Bandalge, die mit ihren eiförmigen Schwimmkörpern und den vielen Anhängseln ein gräuliches Meertier vortäuschte, und das uns mit seinen Täuschungskünsten aus der Zoologie in die Botanik hinüberlockte.

Eine immer bewegliche Gesellschaft waren die zahllosen Möven, die auf den weiten Sandbänken ihr Spiel treiben. Es sind Aviatiker ersten Ranges. Spiralflüge, Gleitflüge, Sturzflüge führten sie über unsern Köpfen aus und unterrichteten mit Hingebung ihre Jungen in diesen Künsten. Eines Tages, als ein frischer Ostwind blies, schwamm ein Mövchen arglos auf den Wellen, da rollte eine glänzend schwarze Kugel übers Wasser daher. Sie verschwand, tauchte wieder auf in grösserer Entfernung, kam näher zum Ufer, und nun konnten wir erkennen, dass die Kugel mit einer breiten Schnauze versehen war. Ein Seehund äugte aufmerksam zum Strand herüber, verschwand wieder und haschte dann plötzlich nach dem ahnungslosen Mövchen. So konnten wir Flug- und Schwimmkünstler beobachten, der Seehund kam unter dem Wasser so schnell vorwärts wie die Möve in der Luft. Überhaupt, das Meer ist eine Schaubühne, die Theater und Kino weit in den Schatten stellt, es hat immer neue, interessante Programmnummern. Der Strand aber ist ein Paradies für Ferienkinder. Sand und Wasser sind die Zaubermittel, welche die Kinder wunschlos glücklich machen. Da war kein Lärm, kein Streit zu beobachten. Alle arbeiteten in unverdrossenem Eifer, die einen bauten Sandburgen mit Wall und Graben, die andern führten kühne Tunnelbauten aus, Wasserwerke wurden angelegt, Strandgut musste aufgefischt werden. Es war eine glänzende Demonstration des Satzes: Arbeit ist Disziplin! Die Papas und Mamas brauchten sich nicht um die liebe Jugend zu kümmern, die meldete sich jeweilen nur, wenn die frische Luft und die eifrige Tätigkeit unaussprechliche Sehnsucht nach ungezählten Butterbrotchen erweckt hatten. Auch wir waren froh, dass der blanke Hans (das Meer) wenigstens keine Macht hatte, die Zeit für das Abendessen zu bestimmen. Für das Mittagessen musste man sich trotz aller grimmigen Gefühle eben nach Flut und Ebbe richten. Durch die vielgestaltigen Dünen wanderten wir im Abend-

¹ Nach Georg Ulmer: „Aus Seen und Bächen“ könnten es aber auch junge Schwämme gewesen sein.

schein nach dem Dorf zurück, da und dort einen grossen Inselhasen aufjagend, dem aber um ein Versteck nicht bange sein musste; denn mit wenigen Sätzen war er um die nächste Düne verschwunden, und die wogenden Gräser erzählten uns nicht, wo Lampe geborgen sass, ja, während wir dem einen nachschauten, lenkte ein in anderer Richtung fliehender unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auch die Möven suchten am Abend ihr Standquartier auf einer grossen Sumpfwiese auf. Wie Schneeflocken wirbelten sie jeweilen lange Zeit über ihrem Ruheplatz in der Luft. Besonders aufgeregt waren sie, als die grosse Kuhherde just ihren Ruheplatz zum Weideplatz ausgewählt hatte. War das ein Schreien und Klagen ob solcher Frechheit. Aber endlich sassen sie ruhig Tier an Tier und von weitem glich der Ruheplatz einem schimmernden Schneefelde.

Der Tag war jeweilen zu kurz, um alle Entdeckungsreisen auszuführen, die man sich vorgenommen hatte, und so nutzten wir auch die Dämmerstunde zu einem Gang auf dem Deich, der südwärts die Weiden und das Dorf vor dem Einbruch des Meeres schützt. Klein wie Puppen schienen die Menschen in ihren flatternden Gewändern, wenn sie draussen auf dem Deich gingen, und man fragte sich, wie es nur möglich war, dass solche Liliputaner dem Meer so viel Kulturland abgewonnen haben. Honigduft erfüllte die Luft, und wir schritten auf einem Teppich aus zarten Kleeblüten, weissen und lilafarbigwolligen, blaue Köpfchen einer kleinen Skabiosa drängten sich familienartig zusammen, höher erhob das Tausendgüldenkraut seine Blütensternchen, und jenseits des Deiches gegen das Meer hin dehnte sich ein unendlich weiter, violetter Rasen aus lauter niedlichen Strandnelken, die sich da zusammentaten, um das braune Sumpfland in ein Festgewand zu kleiden. Wir begegneten auch einem Bekannten aus Graubündens Bergen, dem Sträuchlein Wermut. Sicher wäre ein Abschiedsstrauss aus Inselblumen nicht weniger bunt und düftereich geworden, als ein Strauss aus unsern Alpenblumen.

In den Dünen aber fanden wir die Stranddistel. Wohlbewehrt mit Schild und Speer, stand da ein Büschlein, dort ein Büschlein an der sonnigen Halde, im blassblauen Gewändlein und mit dunkelblauen kugeligen Blütenköpfen. Gleich Wachtposten streckten sie ihre Spiesse und Stacheln gegen lüsternes Hasenvolk und gegen räuberische Menschenhände.

Am Schulhause vorbei schlenderten wir bei einbrechender Dunkelheit nach dem eisernen Aussichtsturm, um einen Blick auf das nächtliche Meer hinauszutun. Natürlich erkletterten wir einige Stufen der Leiter, die zum Guckaus führte und konnten dann im Norden das Blinkfeuer von Helgoland sehen und im Osten eines, das den Schiffen den Weg zur Wesermündung weist. Beide sollten eines Tages auch uns Wegweiser werden. Wenn die kleine Insel für unsern Entdeckerdrang keine neuen Aussichten mehr bieten würde, dann wollten wir hinaus über Helgoland und noch manches mehr. — —

Doch am nächsten Tag sprach bei Tisch jemand: Nun gibt's Krieg! Ja, lachten wir, Krieg gegen gebackene Meerfische und mehligte Inselkartoffeln. Mit denen hofften wir schon fertig zu werden, trotzdem eine Familie eben abgereist war, die an unserm Tische sonst die schönsten Siege über die grössten Platten zu erringen wusste. Aber die Stimmung blieb ernst, eine düstere Wolke hatte sich vor die Sonne gelegt. Eine Mutter, die ihren Einzigen eben im Militärdienst wusste, wischte eine Träne ab und bat ihren Gatten, sofort heimzureisen und so ging es nun weiter. Telegramme kamen geflogen: Sofort heimkommen! Mein vis-à-vis hatte vor dem Frühstück noch mit ihrem Söhnchen

exerziert: 39 plus 3, 39 minus 3; durch die Zimmerwand hindurch meinte ich zu sehen, wie der schwächliche Kleine mit Kopfnüssen regaliert wurde, und ich hatte schon im Sinn, der energischen Mutter diese Ferienprivatstunden abzugewöhnen oder abzunehmen, da bekam auch sie das gelbe Blatt: Abreisen! Verhältnismässig ruhig blieben einige Schulmänner; Kriegszustand heisst nicht Mobilmachung, belehrten sie uns. Aber als wir das Gespräch vom Kriege ab, auf die Bremer Schulreformbewegung bringen wollten, da wurden wir kurz abgefertigt. Sozialdemokraten, staatsgefährlich — das sind die Scharrelmänner und Gansberge, ein Glück, dass energisch mit der Sorte aufgeräumt wird. Ah!

Am Nachmittag zogen wir zum Strande, die Kollegin machte unsere Schweizer- und Kantonalfahne bereit, sie sollten am 1. August vor unserer Sandburg flattern. Da tauchten fern am Horizont mächtige Schiffskörper auf, aus drei Kaminen schickten die Kolosse schwarze Rauchwolken zum Himmel, bald waren sie in Gruppen beisammen, bald verteilten sie sich draussen wie Wachtposten und ein kleinerer Dampfer rannte wie toll vor den übrigen hin und her. Wir verfolgten in atemloser Spannung die Bewegung der Schiffe, die so gar nicht den Eindruck von Vergnügungsdampfern machten. Also wieder eine interessante Vorstellung auf der gewaltigen Bühne. Als wir an diesem Abend heimkamen, hiess es: Von Nachbarinseln seien alle Kurgäste, von Helgoland auch die Einwohner weggewiesen worden. Das wurde ungemütlich. Auch von unserer Insel waren schon am Morgen viele Gäste abgereist, „Zimmer zu vermieten“ stand an verlassenen Logierhäusern, wo bei unserer Ankunft kein Kämmerchen zu haben war. Noch hielten einige Getreue an unsern Tischen aus, aber als der nächste Tag die Kunde brachte: Mobilmachung! da war des Bleibens auf der Insel nicht länger. Man tröstete uns zwar: Für Sie ist keine Gefahr! Die Insel wird kaum beschossen werden! Das Meer liefert uns Fleisch; unsere Gärten Kartoffeln und Gemüse, und dass wir Brot bekommen, dafür sorgt unser Kaiser! Aber am nächsten Morgen fuhren wir dennoch zum Schiff, voll Ungewissheit, wie wir durch die Massen Militärs und ein- und auswandernder Reisender die Heimat erreichen werden.

Die Heimreise war interessant genug, doch geben wir das Wort nun einer Kollegin, die einige Zeit später von Holland nach der Schweiz reiste.

L. W.

Von Holland nach der Schweiz in Kriegszeiten.

Still vergnügt sassen wir an der holländischen Nordseeküste und schauten dem Strandleben zu. Das Pferd des Bademeisters zog unermüdlich die erfrischungsbedürftigen Gäste in den hohen, vierrädrigen Badekarren zur salzigen Flut hinaus und wieder zurück. Mit aufgestülpten Hosen füllten die Muschelfischer ihre Netze und leerten sie in ihre hochbeinigen Zweiräderwagen. Grosse und kleine Kinder tummelten sich im Sand. Da wurden Häuser, Tunnels und Brücken gebaut, Gräben gezogen und aufgefüllt, dass es eine Freude war. In den Strandkörben hatten sich lese- oder plauderlustige Gesellschaften zusammengefunden, während die Bewohner des Fischerdorfes bedächtig und breitspurig in ihren Holzschuhen an der Strasse standen. Und sank der Abend, so zauberte die untergehende Sonne die schönsten Farbensymphonien auf die unendliche Wasser- und Himmelfläche und die Wellen sangen dazu ihr ewiges Lied. —